

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 43

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Hanns U. Christen

Basler Theatermord

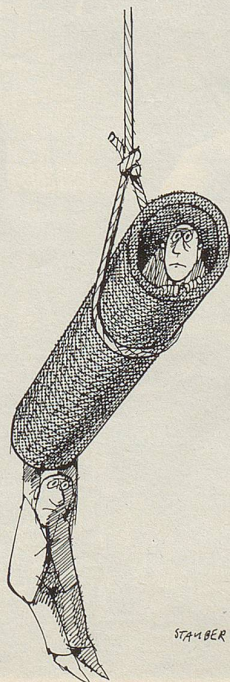
Still und heimlich, ohne dass die Bevölkerung etwas davon merkte, ist das Basler Stadttheater 150 Jahre alt geworden. Gemerkt haben es nur ein paar Leute gehobener Einkommensklassen, worüber in der Zeitung dann zu lesen stand: «Wenn heute unser Theater sein Jubiläum feiert, dann geht es zu wie in einer Schwarzwaldkneipe. Je mehr Mercedesse draussen stehen, um so besser das Essen. Vom Trinken nicht zu reden.» Ich weiss nicht, ob's im Theater beim Apéro viel Schinkenpeck gab. Ich meine: als Imbiss; nicht an den Gästen. Was ich aber weiss: es gab eine Opernvorstellung. Sogar zwei Opern. Die erste war eigentlich symbolisch, denn das war «Cavalleria rusticana», worunter man sich aber nicht ein ländliches Reiterfest vorstellen darf, weil es nämlich eine Grauensgeschichte aus Sizilien ist, bei der es am Schluss einen Kampf bis aufs Messer gibt. Also ziemlich das, was in Basel ums Theater schon mehrmals stattgefunden hat. Nur bekämpfen sich die Basler nicht mit spitzen Messern, sondern mit spitzen Federn. Der Effekt ist der gleiche: es gibt Leichen.

Den ersten Theatermord gab's, bevor es in Basel überhaupt ein Theater hatte. Ort des Mordes: ein Blättlein im Oktavformat, das sich «Baslerische Mittheilungen zur Förderung des Gemeinwohls» nannte. Zeit des Mordes: der 11. Februar des Jahres 1826. Das Blättlein war am 15. Januar desselben Jahres zum erstenmal erschienen. Nun gab's bereits Nummer 3. Bisher hatte es das Gemeinwohl dadurch gefördert, dass es feststellte: die Teilnahme von Frauen an Vorlesungen der Universität über Moral und Geschichte sei lobenswert. Die Universität hatte insgesamt 82 Studenten, davon 54 Theologen. Eine weitere Förderung des Gemeinwohls in der Stadt Basel fand dadurch statt, dass man deren Fleischkonsum mitteilte. Die 17 400 Einwohner verzehrten im Laufe von sieben Jahren auf je 100 Bewohner: 18 Rinder, 32 Kälber, 11 Schafe, 15 Schweine; ausserdem noch die Schweine und Ziegen, die in den Häusern gehalten und dort geschlachtet wurden. Man sieht: die fleischlichen Bedürfnisse Basels waren damals gross. Im Blättlein wurde aber auch eine moralische Frage aufgeworfen, die also lautete: Ist ein Theater wirklich für die Sittlichkeit so nachteilig, dass man

wünschen müsste, keines zu haben und sogar Künstler nicht in die Stadt zu lassen?

In Nummer 3 kam darauf eine Antwort. Sie war typisch baslerisch. Zunächst fing's ganz allgemein an: «Welche Freuden, welche Vergnügungen kann ein vernünftiger Mensch, kann ein Christ sich erlauben? Es gibt Freuden, die von jedem Edeldenkenden verworfen, und andere, die selbst von den strengsten Sittenlehrern gebilligt werden. Unter die verworfenen Freuden rechnen wir die Freuden der Unmässigkeit, der Trunkenheit, der Unkeuschheit und alles, was an tierische Sinnlichkeit grenzt. Hingegen zählen wir mit Recht zu den reinsten und edelsten Vergnügungen die Freuden des Geistes, der Religion, der Tugend, der schönen Natur und des häuslichen Lebens.» Man ahnt, was kommen musste, und das kam dann auch: «Gebührt es Christen, einen Wert auf Schauspiele zu setzen, die unter den Heiden nur von Sklaven aufgeführt, und an welchen die Teilnahme dem weiblichen Geschlecht als unschicklich untersagt wurde?» Das war der erste Stich mit der mörderischen Feder.

Der zweite Stich lautete so:



«Woher kommt es denn, dass wir selbst den vertrauten Umgang mit einem Schauspieler und noch mehr mit einer Schauspielerin für keine Ehre halten? Ein Komödiant ist eine Person, die sich um Geld jedermann zur Schau stellt, und dessen höchste Kunst in der Verstellung besteht – immer etwas anders zu scheinen als er wirklich ist und grösstenteils anders zu sprechen als er denkt. Und eine solche Kunst soll unsere Hochachtung, unser Wohlwollen verdienen?»

Mit dem dritten Stich wurde es heftiger. Der unbekannte Verfasser des Artikels schrieb da: «Und welches ist die Hauptleidenschaft, die bei allen Schauspielern oben ansteht? Ist es nicht die Liebe? Wird die Schamhaftigkeit, diese stärkste Stütze der Keuschheit und Tugend, durch solche öffentlichen Liebesvorstellungen nicht geschwächt, ja bei manchen ganz vertilgt werden? Wäre es nicht leicht möglich, dass die unerfahrene Jugend durch solche Schauspielliebe auf die gefährlichsten Irrwege geleitet würde – ein nagender Wurm für die Herzen ihrer Eltern? Und ist diese Möglichkeit nicht schon oft in Wirklichkeit übergegangen? Hängen sich nicht bisweilen unsere Söhne und Töchter sogar an Schauspieler, an Schauspielerinnen? Muss nicht überhaupt jeder Theaterfreund es gestehen, dass in Schauspielen oft unreine Begierden in seinem Innersten geweckt wurden? Und von der Begierde zur Sünde ist nur ein kleiner Schritt!»

Schaurige Möglichkeiten. Ich muss es gestehen, dass schon mehrmals in Schauspielen in mir unreine Begierden geweckt wurden. Nämlich dem Regisseur, der sie veranstaltete, einen Tritt ins Fudi zu geben. Offenbar war aber diese Begierde anno 1826 nicht gemeint. Man merkt's nämlich, wenn man weiterliest. Da kommen die nächsten Stiche, genau dorthin, wo's in Basel weh tut. Bitte: «Lernen Eheleute im Schauspielhaus die strafbare Kunst, durch erheuchelte Zärtlichkeit einander zu täuschen, zu hintergehen? Wird nicht oft in ihnen der treulose Wunsch entflammt, ausser der Ehe zu suchen,

was Vernunft und Religion nur in der Ehe uns gestatten? Sind die Beispiele so selten, dass Hausväter in den Armen einer Buhlerin, einer Schauspielerin, nicht bloss ihre heiligsten Pflichten verletzen, sondern auch einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens eingebüsst haben?» Ha! Sich vorzustellen, dass ein ehrbarer Basler Hausvater sein Vermögen, statt es für etwelche Nachkommen zu horten, selber geniesst? Das ist ein Messerstich tief in die Basler Seele!

Noch ein bisschen wühlt der unbekannte Verfasser des Artikels in den frisch gestochenen Wunden, indem er schreibt: «Nie wird es uns in Basel gelingen, Komödianten erster Klasse zu erhalten. Zufrieden müssen wir sein, wenn sie auch nur die Mittelmässigkeit in ihrer Kunst erreichen. Mit reisenden Schauspielern müssen wir uns begnügen, weil wir denselben nicht einmal hinlängliche Bezahlung zusichern können. Weshalb sie denn auch selten von unserer Vaterstadt abreisen, ohne Schulden zu hinterlassen oder diesen oder jenen unserer Mitbürger zum Verlust zu bringen!»

Solches stand anno 1826 im Blättlein. Es sollte das Theater in Basel ermorden, schon ehe es das überhaupt gab. Was aber geschah? Zweieinhalb Jahre später hatten sich schon 140 Aktionäre gefunden, die 70 000 Franken für einen Theaterbau zeichneten. Man sieht: der Artikel hatte den Baslern das wilde Theaterleben so anmählich geschildert, dass sie sogar Geld dafür gaben, es in Basel geniessen zu können. Die in Aussicht gestellten Arme der Schauspielerinnen waren ihnen scheint's doch reizvoller vorgekommen als Schamhaftigkeit, Keuschheit und Tugend ...

Neues Posthotel St. Moritz

- Ganzjährig geöffnet
- Ruhiges und behagliches Haus mitten im Zentrum
- Fitness- und Spielraum, Solarium
- Freie Sicht auf See und Berge
- Badeferien im Höhenklima sind doppelte Ferien
- Busverbindung mit dem neuen Bäder-Zentrum
- Spezialitäten-Restaurant
- Eigene Parkgarage

PETER GRABER dir.
Tel. 082/2 21 21 Tx 74430